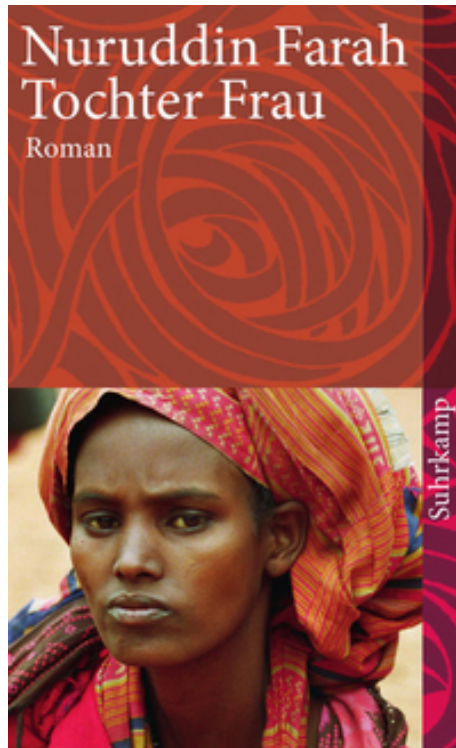


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Farah, Nuruddin
Tochter Frau

Roman

Aus dem Englischen von Klaus Pemsel

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 4176
978-3-518-46176-1

suhrkamp taschenbuch 4176

Frauen – Töchter, Mütter, Schwestern – stehen im Mittelpunkt des zweiten Teils von Nuruddin Farahs Trilogie. Die Journalistin Medina, die mit ihrer kleinen Tochter ihr Zuhause verläßt, um zu verhindern, dass die streng islamische Schwiegermutter das Mädchen beschneiden lässt. Oder Sagal, die Nationalschwimmerin, die davon träumt ins Exil nach Europa zu gehen. Es ist die stille Revolte innerhalb der Häusermauern – Frauen auf der Suche nach einem Platz in der von Diktatur gezeichneten Gesellschaft Somalias.

Nuruddin Farah, 1945 in Somalia geboren, lebt seit 1975 im Exil. Er war Hochschullehrer in Nigeria, Gambia, Sudan und Uganda. Seine Kurzgeschichten, Drehbücher und Romane wurden in mehr als 17 Sprachen übersetzt. Im Suhrkamp Verlag sind bisher von ihm erschienen: *Geheimnisse* (st 3275), *Wie eine nackte Nadel* (st 3298), *Yesterday, Tomorrow* (es 2320), *Maps* (st 3630), *Links* (st 3939), *Bruder Zwilling* (st 4175), *Vater Mensch* (st 4177).

Nuruddin Farah
Tochter Frau

Roman

Aus dem Englischen von
Klaus Pemsel

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 1981 unter dem Titel
Sardines
bei Allison and Busby Ltd. und 1982 bei Heinemann
Educational Books Ltd.

© 1981, 1982, 1992 by Nuruddin Farah

Umschlagfoto: © David Turnley/Corbis

suhrkamp taschenbuch 4176
Erste Auflage dieser Ausgabe 2010

© der deutschen Ausgabe

Suhrkamp Verlag Berlin 2010

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie
der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

Umschlag: Göllner, Michels, Zegarzewski

ISBN 978-3-518-46176-1

1 2 3 4 5 6 – 15 14 13 12 11 10

Tochter Frau

*Für meine Brüder,
für Martine und Patricia
und für meinen Sohn Koschin
in herzlichster Liebe*

*Besondere Danksagung und Hochachtung geht an alle
meine Freunde, die während dieser mageren Jahre eine
große Hilfe waren – insbesondere an Monique, Rosa-
lynde, Jenni & Angus und Josef & Janine; liebevoller
Dank geht auch an meine Lektorin Margaret.*

Alle somalischen Begriffe sind in der Schreibweise der
englischen Fassung belassen worden (wobei darauf
hinzuweisen ist, dass x als ch ausgesprochen wird).
Nur arabische Bezeichnungen wie *kaura* und
hadschija sind eingedeutscht worden.

Teil eins

*In Ketten zu sein ist ein Luxus.
Die Angeketteten haben einen Ort zum Schlafen,
die ohne Ketten nicht.*

Ho Chi Minh

*Alles stirbt! Nicht nur
Die aufstrebenden Bäume, Männer, Gräser
Des Dichters Schönheitsformen vergehen
Und edelste Taten werden zunichte,
Sogar die Wahrheit verfällt und siehe,
Aus der Wahrheit trüber Asche wachsen Pein
und Verlogenheit
Alles stirbt!
Der Arbeiter stirbt und nach ihm die Arbeit.*

Herman Melville

*In einer hungernden Stadt ebenso wie in einem
billigen Restaurant
liegt immer der Duft von Essen in der Luft*

Malcolm Muggeridge

Sie rekonstruierte die Geschichte von Anfang an, schichtete sie zu einer Reihe sich gegenseitig stützender Pyramiden auf. Daraus errichtete sie ein ungeheuer gefestigtes und tragfähiges Gebilde. Dann baute sie darauf Villen, Villen so groß wie ihre Vorstellungskraft, mit sehr vielen Zimmern, die von Fluren abgingen, in denen sie sich verirrt, die sie aber schließlich doch, als sie sich ihnen zu folgen entschied, zu einer geheimen Hintertür in einem Flügel des Gebäudes führten. Sie blieb davor stehen, holte tief Luft und ließ sich Zeit. Das Ergebnis fand ihre Bewunderung.

Die Stille erweiterte sich, und sie ging durch die Tür, die sich auftrat. Sie schweifte durch die Architektur ihrer Gedanken. Dabei schien ihr, sie müsse alles neu streichen, alles neu dekorieren, die Wände neu tapezieren und jede Säule noch einmal verkleiden. Nun versah sie jeden Winkel mit einem neuen Anstrich, um den Raum farbiger wirken zu lassen, so aussagekräftig wie die von ihr gesehene Vision, Farbe so frisch wie ein süßer Traum, wunderschön blau hier, sonnenhell weiß da. Um einen Effekt zu erzielen, markierte sie die Stelle, wo die Wände sich trafen, mit einer in Rot geschriebenen Warnung: *Halt ein und pass auf!- Er ist nicht wir alle!* Sie streifte ziellos umher, stolperte über eine Vase voller Wasser und zerbrach sie. Sie erstarrte. Ihr Geist schied die Toten von den Lebenden; sie betrachtete die Lilie, die mit derselben gemächlichen Gleichgültigkeit vergangen war wie das Wasser, das – ebenso wie das Leben – davonfloss, um sich mit einer anderen Lebensform zu vermischen. Sie entschied, aus ihren Gedanken alles zu verbannen, was nicht unmittelbar von Belang war.

Und über das von ihr Rekonstruierte legte sie einen Teppich von Mustern, die sie selbst entworfen hatte und von denen keines, soweit sie wusste, bekannte Vorläufer hatte. Das, so glaubte sie, würde es ihr ermöglichen, frische Biegungen und Wendungen in die Rekonstruktion dieses großen Bauwerks, in das Erneuern der Muster, der Blumen und auch des Schlosses einzuführen: ihr Leben!

Sie würde jedem Namen, der ihr eingefallen war, ein Zimmer zuweisen. Sie würde das erledigen, bevor ihr *idée-construct* wie ein Kartenhaus über ihr zusammenstürzte. Aber hatte sie genügend Zimmer, hatte sie den Platz dafür? Würde sie es zulassen, dass jemand die Möbel herumschob, etwa die Position eines Stuhls oder eines Tisches veränderte? Würde sie eine andere Person Änderungen an ihren Plänen vornehmen oder etwa vorschlagen lassen, sie solle den Speiseplan für den Tag oder die Woche ändern? Würde sie jemanden um Rat bitten, während sie etwas bestellte? Und wer würde Zugang zu all dem haben? Wer würden die *Gäste* sein?

Ein Zimmer für sich allein. Ein Land für sich allein. Ein Jahrhundert, in dem jemand *nicht* Gast war. Ein Zimmer, in dem jemand *nicht* Gast war ...

Sie hatte ein Zimmer für sich allein. Sie war jung und schön. Nach allen irgendwo auf der Welt verbindlichen Maßstäben hatte sie als sehr belesen zu gelten, es ließe sich sogar behaupten, sie sei überaus gebildet. Von Beruf war sie Journalistin. Sie hatte ihren Abschluss in Literaturwissenschaft gemacht, dann ihr Talent dem Schreiben für die Presse gewidmet; zunächst als freie Mitarbeiterin während ihrer Studienzeit in Italien, doch als sie nach Somalia zurückkehrte, hatte sie eine Anstellung bei einer Zeitung gefunden. Zweieinhalb Jahre später wurde sie bei der einzigen Tageszeitung des Landes Schlussredakteurin. Sie hatte einen Frontalzusammenstoß mit den Behörden wegen der politischen Linie des Blattes und wurde gefeuert. Ein Präsidentenerlass verbot ihr die Veröffentlichung ihrer Schriften in der demokratischen Republik Somalia. Deshalb richtete sie ihre Begabung auf etwas anderes: Sie beschloss, zwanzig Klassiker aus sechs Sprachen ins Somalische zu übersetzen. Vier europäische Sprachen

beherrschte sie fließend, im Arabischen war sie gut bewandert, und ihr Verständnis des Spanischen war leidlich. Aber da ihre diesbezüglichen Leistungen nicht in Umlauf gebracht werden durften, weil sie unter das Veröffentlichungsverbot fielen, entschied sie, sie ihrer Tochter Ubax vorzulesen. Sie bot sie ihr heiß wie Maisfladen aus dem Ofen an.

Ubax liebte es, vom arabischen Prinzen aus *Tausendundeine Nacht* zu hören, der die Treppen zur Kammer der wartenden Prinzessin hinaufstieg, der Prinzessin mit dem besorgten Blick. Ubax liebte es auch, einem einfachen isländischen Bürger zuzuhören, der sich mit einem Geschenk die Gunst des Prinzen erkaufte (Medina machte bei dem Geschenk aus dem Bären ein Pferd und aus dem Schnee Sand – »Ein Land«, sagte sie, »das wie Seiten aus Sandpapier ausgebreitet war«), saß glücklich ihrer Mutter zu Füßen und wartete, dass diese Geschichten in der Pfanne von Medinas Einfallsreichtum braun wie Zwiebeln wurden, unersättlich, wie es nur die ganz Jungen sein können, erwartungsvoll wie der Hunger, ihre freudige Miene so entzückend wie die Augen einer jungen Hirschkuh. (Ihre Lieblingsgeschichte war eine Volkssage gewesen, die Medina aus Chinua Achebes *Okonkwo oder Das Alte fällt* adaptiert und ihr den interpretierenden Titel ›Er‹ gegeben hatte.) Zwei, drei Monate lang waren die beiden tagaus, tagein zusammen, da Medina nun nicht mehr zur Arbeit ging und weniger Termine wahrzunehmen hatte. Und sie warteten dann auf Samater und feierten sein Heimkommen mit dem Aufzählen dessen, was sie getan hatten, welche Geschichten sie einander erzählt hatten, wer sie besucht hatte. Dann kam Samater eines Abends nicht rechtzeitig heim. Er kam nicht nach Hause, um zu hören, wie seine Frau und seine Tochter ihre Zeit verbracht hatten, während er weg war.

Ubax spürte am nächsten Morgen, dass sich die Atmosphäre verändert hatte: Ihre Mutter hörte nicht nur damit auf, ihr neue Geschichten zu backen, sie wurde auch noch unnahbar und hielt lange Unterredungen mit einer Schar älterer Männer ab, die sie besuchen kamen. Medina war unerträglich schwierig und antwortete auf Fragen nur mit »ja« oder »nein« und sagte sonst nichts dazu. Eines frühen Morgens kamen zwei Männer zu Sama-

ter und holten ihn ab. Ubax stand mit der Sonne auf und traf ihre Mutter an, wie sie die Tageszeitung las, auf deren erster Seite ein großes Foto von Samater zu sehen war. Später erfuhr sie, dass ihr Vater zum Bauminister ernannt worden war. Als er an jenem Tag zum Mittagessen heimkam, war Ubax überrascht, die Stimmen ihrer Eltern lauter als sonst zu hören; sie war traurig darüber, dass sie nicht bereit waren, sie in ihre Auseinandersetzung einzuweißen, da sie in eine fremde Sprache verfielen und sie somit ausgeschlossen. Ubax fragte: »Was ist los, Medina?« Keine Antwort. Und da kam ein Auto mit Chauffeur an, so dass Samater den Familienwagen eigentlich nicht mehr brauchte. Danach war das Leben nicht mehr wie früher.

Etwas anderes trat ein. Eine Aushilfe, ein Mann, kam zum Haushalt hinzu – eine Ordonnanz, die sich als Gärtner, als Holzhacker nützlich machte und dem Dienstmädchen beim Bügeln oder Waschen behilflich war. Medina warnte ihre Tochter davor, mit diesem Mann offen zu sprechen. Aber warum? Ihre Mutter zog daraufhin über »Spitzel und *Päderasten* und Stiefellecker« her. Dann, etwa sechs Monate später, packte Medina zwei Koffer, einen für sich und einen für Ubax, und zog aus. Sie verließ ein Haus, das rechtmäßig ihr gehörte, und zog in ein anderes, das auf ihren Bruder eingetragen war. Wollte sie das Befristete dieses Umzugs unterstreichen? Viele Leute spekulierten darüber, was vorgefallen war, andere reimten sich ihre eigene Version der Geschehnisse zusammen.

Ein Zimmer für sich allein!

Medina war so willensstark, wie sie in ihren Entscheidungen unbeugsam war. Ihre Geheimnisse hütete sie eifersüchtig. Sie glich in gewisser Weise ihrem Vater Barkhadle, denn sie war sich der Rechtmäßigkeit aller ihrer Entscheidungen so sicher wie ein Patriarch.

Samater hingegen war so schwach im Kopf wie in den Knien. Seine Mutter Idil meinte, das rühre daher, dass er nicht mit einem starken Vater zum Nacheifern oder Nachahmen aufgewachsen war. Sie allerdings war so mächtig wie die Vorsehung selbst. Idil beeinflusste unweigerlich alle Entscheidungen ihres Sohnes. Sie

setzte ihm zu, sie verhätschelte ihn, sie ermutigte oder entmutigte ihn, sie übte soziale Erpressung aus und half ab und zu, besonders wenn sie fürchten musste, ihn verloren zu haben, seinem Gedächtnis auf die Sprünge, indem sie ihn daran gemahnte, wie er als Kind gewesen war; sie erinnerte ihn daran, dass sie die Einzige gewesen sei, die er, noch klein und bedürftig, gehabt habe, und dass sie wie besessen geschuftet habe, um ihn zur Schule schicken oder ihm Kleidung kaufen zu können, damit er etwas am Leib hatte. Doch wie war er als kleiner Junge? Er erinnerte sich daran, dass er von allen Leibesübungen ausgeschlossen war, nur auf die Kleidung der anderen Jungen aufpassen durfte, die Fußball spielten, oder im besten Fall als Torhüter oder Schiedsrichter zugelassen wurde. Und wie war er, als er Medina kennen lernte? Er war so schwach wie seine Stimme und ging, wohin er mitgenommen wurde, er war der Schatten, der folgte, wenn sie der Sonne den Rücken zukehrten. Er strahlte übers ganze Gesicht wie der Vollmond, wenn andere glücklich waren, und wurde mürrisch, wenn Medina unglücklich war. Als Medina und er heirateten und nach Mogadischu zurückkehrten, machten sich alle ihre Freunde darüber lustig, was wohl passieren würde, wenn sie auf Idil träfe. Medina erwies sich als die Stärkere, die Selbstsicherere von den beiden. Damals wohnte Idil bei ihrer Tochter Xaddia, und so entfachten ihre explosiven Vorschläge, was mit Ubax, der Tochter ihres Sohnes, geschehen sollte, keine Feuer großer Feindseligkeit. Sie machte kein Geheimnis aus der Tatsache, dass es sie betrübte, von Xaddia kein Enkelkind beschert zu bekommen. Idil konsultierte deswegen sogar einen Kräuterkundigen und Scheich. Noch betrübter war sie darüber, dass Xaddia sich nicht nur weigerte, ihrem Wunsch zu entsprechen, sondern auch noch sagte, sie nehme Pillen, damit sie keine Kinder bekomme. Idil verfiel in irrsinnige Wut. Wochen-, ja monatelang sprach sie von nichts anderem mehr. Schließlich griff der Vater von Xaddias Mann ein: Er befahl seinem Sohn, die Ehe aufzulösen, sonst würde er ihn enterben. Der Sohn gehorchte. Xaddia reagierte voller Zorn und warf ihre Mutter hinaus. Medina und Samater nahmen sie auf und trafen mit ihr eine Vereinbarung: Idil sollte sich nicht in ihr Leben einmischen.

Nicht lange nach Idils Einzug wurde offensichtlich, dass sie ihr Versprechen nicht einhalten würde. Sie begann, Samater mit ihrer Tyrannei zu erpressen, obgleich sie, wenn Medina mit anwesend war und sie auf die Unzugänglichkeit ihrer Schwiegertochter stieß, eher auf der Hut war; da bewegte sie sich still wie ein Gast. Wenn Medina aber nicht da war, sprach sie laut wie ein Kapo, ihre Zunge geißelte ihn und wofür er stand, ließ sich durch Logik oder Vernunft einfach nicht abschrecken. Ihr Krieg machte alle sozialen Konflikte lächerlich. Doch würde Medinas Verteidigungswall brechen und doch einmal nachgeben? »Nein. Nicht, solange ich ein Zimmer für mich allein habe, solange ich Ubax habe und Prinzipien, für die es sich zu kämpfen lohnt.« Ein Zimmer für sich allein. Ein Leben abgesteckt wie die Grenzen eines Grundstücks. Obwohl eines gesagt werden muss: Es setzte Medina zu, dass eine Überreaktion auf Idils tyrannisches Verhalten sie nachteilig beeinflussen, sie härter gegen sich selbst, unfair gegen Samater, besitzergreifend gegenüber Ubax machen könnte. Sie redete sich zu, Ruhe zu bewahren. Dann zitierte sie literarische Vorläufer aus indischen und arabischen Legenden, in denen Schwiegermütter die Ehefrauen ihrer Söhne terrorisierten und sie in den besinnungslosen Wahnsinn trieben. Nein, das würde mit ihr nicht passieren. Keine Bange darum. Idil hatte sich letztlich selbst ausgeschlossen; sie hasste es, mit Messer und Gabel am Tisch zu essen, sie zog es vor, ihre Gebetsperlen in der Privatsphäre ihres Zimmers durch die Finger gleiten zu lassen. Und wenn sie anwesend war, sprachen Medina und Samater, wann immer es notwendig wurde, in einer fremden Sprache, um sie auszuschließen. Nur wenn sie Schnaps tranken, sich oder ihren Gästen einen Schlummertrunk einschenkten, dann wandte sich Idil »grabwärts« und sprach vom Tod, von Gott, von Paradies und Hölle. Niemand achtete auf diese langatmigen Predigten.

Eines Tages schließlich drohte sie, »all diese schlimmen Bücher, in denen ihr anscheinend völlig aufgeht«, zu vernichten, sie drohte, »diese Kartons voller schlimmer Getränke« auszuschütten. Samater wollte schon an ihre Vernunft appellieren und sie an ihr Versprechen erinnern, sich nicht in ihr Leben zu mischen. Doch bevor er etwas sagte, blickte er zu Medina und sah sie Idil

auf derartige Weise anstarren, dass völlig klar war, dass es darum ging, sie anzufinden und herauszufordern. Er ging zu einem Gesprächsthema von allgemeinem Interesse über: Zu ihrer aller Überraschung rückte er mit der Neuigkeit heraus, dass er für Idil und Medinas Mutter, Fatima bint Thabit, Flugtickets gekauft habe, damit sie das Grabmal des Propheten aufsuchen konnten.

Die Schwiegermütter! Die zwei waren einander so unähnlich wie der Rücken und die Innenfläche einer Hand. Fatima bint Thabit, Medinas Mutter und Samaters Schwiegermutter, lebte wie im Innern eines Wals, der so gut wie nie an Land kam. Sie stammte aus dem Jemen, eine Frau, die von den Widersprüchen der Tradition niedergedrückt war. Sie war mit Händen und Füßen an die Beständigkeit ihres Heims gekettet. Selten verließ sie ihr Haus, eigentlich nur, wenn es absolut notwendig war, wenn sie auf irgendeinen dringlichen Ruf reagieren musste. Sie wartete auf die Besuche ihrer Tochter (ihr Sohn Nasser lebte in Arabien und mochte sie sowieso nicht gern besuchen) mit der Geduld einer Verliebten, die auf einen Kuss oder ein nettes Wort wartet. Idils Herkunft war nomadisch und insgesamt weniger rigide als die arabische Tradition institutionalisierter Gespreiztheiten. Sie hatte nie erfahren, was es heißt, von den die Frauengemächer von der Welt abkapselnden Schnüren des Vorhangs, der Purdah, erdrosselt zu werden, genauso wenig hatte sie allein das Innere eines eigenen Heims kennen gelernt. Sie hatte einen Beruf, denn sie unterstützte ihren Samater und ihre Xaddia, indem sie im Auftrag eines Restaurants Maisfladen buk. Auf Grund des nomadischen Wesens ihres Lebens und weil weder ihr Sohn noch ihre Tochter Besitz hatten, bewegte sich Idil mit der Leichtigkeit eines Baums ohne Wurzeln. Fatima bint Thabit hingegen schritt mit der Gebeugtheit einer Person in reifem Alter, auf der die Last der Geschichte ganzer Generationen lastete. Sie war in einem Haus geboren, das ihre Familie beinahe ein Jahrhundert lang besessen hatte. Seltsam nur, dass gerade Idil von Kontinuität und Diskontinuität der Kulturen sprach, dass gerade Idil glaubte, die jüngere Generation, egal, wie sehr sie sich bemühte, sei nicht in der Lage, an irgendeinen Kulturersatz zu denken, »so tadellos und ganzheitlich wie die Kultur, welche die somalische Gesellschaft in den

vergangenen wenigen Jahrhunderten entwickelt hatte, einen Ersatz, der an die Stelle der traditionellen Kultur treten könnte, die sie anscheinend verworfen hatten und der sie keinen philosophischen Wert zubilligten«. Und bis jemand so weit war, ihr eine Frage zu stellen, musste er einsehen, dass sie schon weitergegangen war, Zuflucht in unwissenschaftlichen Verallgemeinerungen gesucht hatte; musste feststellen, dass sie den Wohnort gewechselt hatte und weitergezogen war, so unbeständig, wie Fatima bint Thabit in ihrem festen Wohnsitz beständig war. Eine nomadische Familie ohne eine feste Bleibe heiratete in ein Haus familiärer Widersprüche und genealogischer Verbindungen so multinational wie eine Sternkonstellation; eine Familie, deren Haus Überschwemmungen, Feuer, interne Intrigen, Bankrotte durchgestanden hatte; eine Familie, deren Geschichte auf ein bekanntes Patriarchat zurückverfolgt werden konnte, deren vier Generationen unter demselben Dach lebten.

Stunden später.

In ihrer Vorstellungswelt. Medina sah das Gebäude wachsen, das sie errichtet hatte, dann bemerkte sie, dass die Zahl der zu vergebenden Zimmer in dem Maße abnahm, wie die Zahl der in Frage kommenden Personen zunahm. Sie las die Namen nochmal. Ubx. Sagal. Sandra. Nasser (wenn er kam). Samater (wenn er aus Algier zurückkehrte). Idil. Amina. Atta. Dulman. Sie wusste, sie müsste diese Namen in irgendeine Ordnung bringen. Folgende Namen strich sie durch: Soyaan (tot), Loyaan (ins Exil gezwungen), Koschip (im Gefängnis), Siciliano (im Gefängnis), Dr. Ahmed Wellie (Verräter), Xaddia (Verbindung aufnehmen, wenn wieder in der Stadt). Sie war sicher, sie hatte die Namen weiterer Freunde vergessen; sie entschied auch, die Namen einiger anderer Leute auszustreichen, die unangenehm wissbegierig gewesen waren und mit denen sie nichts mehr zu tun haben wollte. Mursal?

Wie Freunde sich zerstreuen, wenn etwas geschieht, ganz wie ein Taubenschwarm, wenn ein Schuss losgeht! Die meisten hielten sicheren Abstand zu ihr. Eine Woche lang erschien niemand. Sie warteten alle erst ab, ob es Masern oder Pocken waren, bevor

sie ihren Rat verschrieben. Während dieser Zeit blieben die Anrufe, die Kontakte kurz. Niemand drängte sie, niemand, bloß ein oder zwei, die sie nie als Freunde betrachtet hatte, wollten mehr wissen, als sie ihnen zu erzählen bereit war. Sobald klar war, dass es ihr ernst damit war, nicht zu Samater zurückzukehren, klingelte das Telefon öfter: Die Anrufer wollten wissen, ob sie an dem und dem Abend für dies oder das frei war; ob sie zu einer nächtlichen Party wolle – eigentlich einer Art Orgie ... Einige dieser Männer waren merkwürdig beharrlich. Eine Frau rief sie an, um ihr mitzuteilen, dass sie Samater in Begleitung einer Frau gesehen habe. Medina wusste, dass dies nicht stimmte; Samater war seit einer Woche verreist und noch nicht zurück. Sie fragte die Informantin nach dem Namen von Samaters Begleiterin und erhielt als Antwort: Atta! Medina sagte der Frau am anderen Ende der Leitung nicht, dass Atta in genau diesem Augenblick ein paar Zentimeter von ihr entfernt saß.

Doch warum verließ sie Samater? Warum packte sie eines Tages ihre zwei Koffer und ging? Spekulation. Vermutungen. Es war allgemein bekannt, dass Medina lange vor Samaters Ernennung zum Minister beschlossen hatte, Ubax nicht auf eine der staatlichen Schulen zu schicken, da, wie sie sagte, den Kindern nichts als die neunundneunzig Namen des Generals beigebracht wurde. Konnte es sein, dass der Generalissimo Samater zugelegt hatte, er solle Medina deutlich machen, wie politisch bedeutsam es für sie sei, ihre Meinung zu ändern – und dass Medina daraufhin gepackt und wutentbrannt das Weite gesucht hatte? Einem anderen Gerücht zufolge hatte sie sich eine Auszeit genommen, um ein Buch über die Revolution zu schreiben. Oder war all dies nur von zweitrangiger Bedeutung? Mit anderen Worten, gab es da ein Geheimnis, das Medina eifersüchtig hütete? Konnte Samater sie zwingen, Farbe zu bekennen? Hätte die Reise Samater überhaupt gut getan? Er hatte zermürbt und melancholisch ausgesehen, war häufig in längeres Schweigen versunken und hatte kaum etwas gesagt, damit er nicht etwas von sich gab, was er nicht sollte, damit er sich nicht auf die eine oder andere Art festlegte. Um mit ihr gleichzuziehen, müsste er eine weitere Strecke zurücklegen als bisher. Er hatte seine Mutter zurecht-

weisen müssen, denn sie hatte immer mehr auf ihm herumgehackt; sie trieb es allmählich zu arg, hielt ihm ständig vor, er wohne in *ihrem* Haus, er fahre *ihr* Auto, er hänge wirtschaftlich von *ihr* ab und – was am schlimmsten sei – er habe kein eigenes Bankkonto und keine eigenen Ideen. Um das Leben eines Mannes führen zu können, schlug sie vor, sollte er exorziert werden; ihm solle geholfen werden, unabhängig zu werden, und er solle eine Frau ihrer (Idils) Wahl heiraten. Oder war das alles der Ausfluss unhaltbaren Geschwätzes? Und wie stand Medina zur Trennung? Ließ sie Anzeichen von Verzweiflung erkennen? Sie war ein wenig erschüttert, da gab es keinen Zweifel. Das war an der Art zu erkennen, wie sie Fragen beantwortete. Doch ihre Verzweiflung war nur halb so erschütternd wie die von Samater. Es war eher wie eine leichte Unannehmlichkeit, eine kleine Unpässlichkeit – nicht schlimmer, als wenn sich ihr Gesicht beim Einsetzen der Monatsblutung verzerrte.

Ein Zimmer für sich allein! Ein eigenes Leben!

Medina blickte nun ausdruckslos in die blendende Helligkeit des Mittags. Ihr fiel ein, dass sie zugesehen hatte, wie genau diese Sonne direkt vor ihren Augen Gestalt angenommen hatte und gewachsen war wie Butter auf dem Feuer. Ihr fiel ein, dass sie beinahe die ganze Nacht Wache gehalten hatte. Ubax hatte nur noch geweint und geweint. Ubax hatte nach Hilfe geschrien. Der Morgendämmerung gleich stahl sich Medina zu ihrer Tochter und lauschte ihr, wie sie einen Rosenkranz von Namen herunterbete. Der von Idil ließ die schläfrigen Lippen des kleinen Engels allerdings in einem Anflug von Albtraum erzittern. Dem kleinen Mädchen kam häufig auch der Name von Samater, ihrem Vater, über die Lippen, mit dem sie sich unterhielt und einen Liebesdialog führte. Sagal. Amina. Sandra – die sie nicht leiden konnte. Atta – die sie faszinierte. Fatima bint Thabit – die sie nicht so sehr mochte, weil sie Ubax bei jeder Begegnung die Hand zum Kuss hinstreckte. Und Dulman – die sie gern hatte und darum bat, ein Lied zu singen. Dulman sang. Auch Medinas Namen erwähnte Ubax, in deren mütterlichen Silben sie eine beständige Zuflucht suchte.

»Ubax«, rief sie nun nach ihrer Tochter. Warm, aber doch kalt